

Für Bräute und Mütter

Bei der Erinnerung an jene stille Trauung kam ich auf eine schon früher gemachte Betrachtung zurück, nämlich: wie verkehrt und unschön überhaupt die laute prunkvolle Feier einer Hochzeit ist. Zunächst vom ästhetischen Standpunkt aus: Der Übergang von der Jungfrau zur Gattin ist für das Mädchen ein so tiefbewegter Augenblick, daß er nur in schöner, von den vertrautesten Lieben umgebener Stille gefeiert werden sollte, aber nicht mit geräuschvollen Festen, wo nur zu oft Scherze und Anspielungen das Gefühl verletzen und, wenn auch das nicht, doch schon die Öffentlichkeit, das Angaffen und Herzudrängen vieler Menschen, die Empfindung stört. Ist nicht der Brautschleier das Symbol der stillen Zurückgezogenheit, in der die ernste Stunde gefeiert werden sollte?

Ferner: ist das Leben nicht überhaupt viel zu ernst, um einen seiner wichtigsten Momente wie ein Gelage mit Essen und Trinken oder wohl gar Tanzen usw. zu begehen? Die Stunde, die über das Schicksal von zwei Menschen entscheidet, die in ihrem Schoße ebensowohl das Elend und lebenslange Leiden, als das Glück derselben tragen kann — diese Stunde sollte mit dem heiligen Ernst begangen werden, „der allein das Leben zur Ewigkeit macht“, d. h. der allein ihm Bedeutung und Wert gibt.

Weiter: ist es nicht meist (wenigstens da, wo das Verhältniß das richtige ist) ebensowohl eine Stunde tiefsten Schmerzes wie eine Stunde der Freude für die Eltern, besonders für die der Braut? Ist der laute Jubel nicht ein Miston für die zagenden Herzen, ein Widerspruch der Tränen, die den Augen entquellen? Wer kann es ermessen, was die Mutter empfindet, wenn sie die geliebte Tochter entläßt in das rätselvolle neue Leben, wenn sie den Gegenstand ihrer heiligsten Sorge fremden Händen übergibt, wenn sie ihr Kind aus der schützenden Stille der selbstlosesten Liebe hingeben muß in die tausend Konflikte, die auch selbst der edelsten Neigung drohen können, — wenn sie die, deren Gegenwart

ihr höchstes Glück war, in ihrem täglichen Leben missen, sich nicht mehr an dem holden Anblick, an der Entfaltung des zarten Seelenlebens freuen soll? Und das gerade dann, wenn die belohnende Frucht aller Sorge und Arbeit gereift ist, und das Alter, schön verklärt, in liebenden Tochterarmen ruhen könnte?

Was soll in solchen Augenblicken ihrem zerrissenen Herzen ein lautes, lärmendes Fest? Die Blüte des Hauses, der Spiegel der eigenen Jugend scheidet, und am Abend sinkt sie in dem verlassenen Zimmer auf das jungfräuliche Lager und badet mit heißen Tränen das Kissen, auf welches das süße Antlitz nie mehr lächelnd sich zum Schlummer neigen, von wo nie mehr das freundliche „Gute Nacht“ zu ihr hinüber tönen wird?

Unter allen Opfern, welche die Liebe bringt, ist gewiß das Opfer der Mutter, die ihre Tochter von sich gibt in die Hände des Gatten, eines der größten, selbst wenn dieser letztere allen ihren Wünschen entspricht. Es ist wie wenn der Künstler sein geliebtes Kunstwerk, an dem er mit aller Inbrunst seiner Schöpferkraft gearbeitet hat, im Augenblick, wo die Idee dem Marmor entstiegen ist und sein Herz mit der Wonne eines verwirklichten Ideals zu erfüllen beginnt — einem fremden Künstler zur Vollendung überlassen müßte. Mag die Hoffnung noch so fest sein, daß die Saat, die sie gesäet, aufgehen und Frucht bringen wird, wer kann es der Mutter verdenken, wenn sie zweifelnd und schmerzlich an jene verhängnisvolle zweite Erziehung denkt, die die allmächtige Liebe, die neue Verhältnisse und Einflüsse an dem Kleinod ihres Herzens beginnen? Wie sehr sie auch das selbständige Wesen in der Tochter geehrt und die Erziehung darauf gerichtet hat, es zu entwickeln, immer wird es eine unsichere, zagende Empfindung sein, mit der sie, wenn sie überhaupt bei der Erziehung Grundsätze befolgte und Ziele im Auge hatte, an die Weiterentwicklung dieses teuren Lebens denkt.

Und doch, wie viele Mütter machen aus einer Hochzeitsfeier ein Fest des Hochmuts, der Eitelkeit und Frivolität! Wie

viele Bräute tragen Kranz und Schleier nur im Gefühl befriedigter Eitelkeit, nur im Gedanken an die staunenden, neidischen oder bewundernden Blicke, die sich daran heften!

Nicht minder frivol als der Schluß des Ehebundes wird der Eintritt eines Menschen in das Leben gefeiert. Daß die Geburt eines Kindes für die Eltern die Erfüllung der Liebe, die Unsterblichkeit derselben ist, daß sie ein freudiges Ereignis für teilnehmende Verwandte und Freunde wird, ist ja natürlich. Aber ist sie nur das allein? Bei den Indern wurde die Geburt eines Kindes beweint, da ihnen der Eintritt in das Leben ein Unglück schien. Ist denn auch das Dasein ein so großes Glück? Wer es kennen gelernt hat, wer auf die lange Kette von Schicksalen zurückblickt, die er an sich und andern erfahren hat, der muß in den schmerzlichen Ausruf der Leonore d'Este einstimmen: „Wer ist denn glücklich?“ Die größere Hälfte der Menschheit kämpft den sorgenvollen Kampf um das Dasein, um die notdürftigsten Bedingungen der materiellen Existenz und behält gar keine Zeit, nur einmal nachzudenken über das Leiden. Sie erträgt es fortwährend wie eine Notwendigkeit, und von der Wiege bis zum Grabe kehrt die Freude niemals bei ihr ein. Der höher entwickelte Mensch, selbst wenn ihm jene niedrige Sorge um die Frage des Hungers erspart bleibt, leidet deshalb doch nicht nur nicht weniger, nein, er leidet noch mehr, wenn auch anders. Sein ganzes Empfinden ist ein so unendlich gesteigertes, daß auch seine Schmerzempfindung eine größere und feinere ist, und daß ihm die Schmerzen aus tausend Quellen zufließen, die den Armen verschlossen sind. Ihm entspringen sie aus dem Vorzug seiner Stellung selbst. Sein entwickelter Geist bedrängt ihn mit tausend Fragen, die in jenen ewig schlummern; mit peinigender Ungeduld rüttelt er an den verschlossenen Pforten, hinter denen die Lösung des großen Lebensrätsels sich verbirgt; qualvoll ringt er mit den Widersprüchen, die sich zwischen seiner Vernunft und der ihn umgebenden Welt finden; seufzend irrt er in der Nacht skeptischer Ungewißheit umher; mit schmerzvoller Entsagung erkennt er sich zuletzt als ein

beschränktes Wesen, dessen Einsicht nicht über gewisse Grenzen hinausgeht. Und daneben: wieviel Herzensleiden, wieviel getauschte Liebe, wieviel zerrissene Bande, wieviel vergebliches Hoffen, wieviel Tod und unerseßlicher Verlust! — Mußte doch auch selbst der Bevorzugtesten einer, mußte doch selbst Goethe es sagen: daß er kaum vier Wochen in seinem Leben glücklich gewesen sei!

Und das Geborenwerden zu solch einem Dasein feiert man unbedingt als ein jubelvolles Ereignis? Armer Mensch, der du ungefragt hineingerufen wirst in das Wirrsal des Lebens, entweder zu der stumpfen Qual des Proletariers oder zu dem verfeinerten Leiden des Kulturmenschen — das erste Aufschlagen deiner Augen zum Licht nach der stillen Nacht, die dich schützend umgab, sollte mit tiefem Mitleid, mit wehmüthvoller Empfindung wahrgenommen werden, und der erste Gruß deiner Eltern sollte wie ein leises Flüstern von ihren Lippen sein: „Vergib uns, daß wir dich zum Dasein riefen!“

Dann aber, wenn die Liebe zu dem Neugeborenen und mit ihr die Freude an seinem Dasein die Oberhand gewinnen, dann mußte auch zugleich die ungeheure Aufgabe und die ganze Verantwortung der Erziehung vor der Seele der Eltern aufsteigen. Sie mußten es in seiner ganzen Schwere fühlen, was sie diesem Wesen dafür schuldig sind, daß sie ihm „das Leben schenkten“. Gewiß gibt es Eltern, die das fühlen. Aber wie wenige genügen in vollem Umfange dieser großen Pflicht! Abgesehen von den Proletarierskindern, deren Erscheinen im Leben nur die Folge eines blinden Willensaktes ist, ohne jeglichen Hinblick auf Versöhnung und Erlösung durch Einsicht, Geist und Liebe, die hineingeworfen werden in den Kampf um das Dasein wie die jungen Tiere, als handle es sich nur um die nackte Tatsache des Lebens — abgesehen von diesen, wie wenig ist auch die Erziehung der meisten anderen Menschen das, was sie sein sollte. Diese Erziehung sollte schon im Mutterleibe anfangen. Nicht nur daß die Mutter die äußerste Rücksicht auf ihre Gesundheit nehmen sollte, um auch dem Kinde dies kostbare Gut zu verbürgen, auch ihr geistiges Leben

sollte sie so schön, so wohltuend, so reich wie möglich zu machen suchen; alle schlechten heftigen Erregungen sollte sie von sich fern halten; sie sollte viel Schönes sehen und in einer möglichst erhobenen Stimmung dem Augenblick entgegen gehen, der jenes neue Leben aus ihr hervorruft, das sie selbst und zugleich ein anderes ist. Wie in einem Tempel voll Stille, Frische und Schöne sollte der neue Mensch empfangen werden. Ebenso sollten der Mutter jene Trivialitäten und jene gemeine Nähe fern gehalten werden, denen sie gewöhnlich anheim gegeben ist in Gestalt der Hebamme, der Wartefrau usw. Diese sind hingegen fast die einzigen, die im Zimmer der Wöchnerin gegenwärtig sind. Kann man diese Wesen nun freilich nicht entbehren, so mußte eben dafür gesorgt werden, daß sie auch gebildete Wesen werden. Herz und Sitte mußten bei ihnen wenigstens so verfeinert sein, daß man sich nicht unangenehm durch ihre Gegenwart berührt fühlte. Besonders die Hebammen mußten medizinische und andere Kenntnisse bis zu ziemlich hohem Grade besitzen, so daß dadurch dem — unerquicklichen Geflatsch und Geschwätz der Wochenstube ein Ende gemacht würde.

Freilich, freilich wäre das wieder eine neue Aufgabe für die Gesellschaft, die das Geschäft der Natur in die Hand genommen hat, um aus dem „rohen Material der zufälligen Kombinationen“ ein bewußtes Kulturleben zu entwickeln. Es wäre eine spezielle Aufgabe für die Frauen, welche die Mittel dazu besitzen, solche Institute zu schaffen, in denen Hebammen, Pflegerinnen und Wärterinnen gebildet würden, nicht nur unmittelbar für ihren Beruf, sondern auch außerdem zu wohltuenden Sitten und verständiger Einsicht. Wo täten wahrhaft gebildete Wesen, die das richtige Benehmen zu finden und ein verständiges Wort zu sagen oder zur rechten Zeit zu schweigen wissen, mehr not als an den Betten derer, die leiden und denen jede geistige Unterstützung werden sollte, um diese Leiden zu tragen?

Ebenso wichtig wäre natürlich die Erziehung der Personen, denen die nächste Sorge für das neugeborne Wesen anver-

traut wird, der Ammen und Kindermädchen. Wie sehr müßte auch hier von gebildeten, vermögenden Frauen Sorge getragen werden, daß Bildung und verfeinerte Sitte in diese Regionen dringen. Wieviel hängt nicht für ihre Kinder von diesen unentbehrlichen Begleiterinnen der ersten Kindheit ab! Wenn die Mutter ihr Kind nicht selbst nähren kann, welcher Schmerz muß es für sie sein, es an der Brust eines rohen, unschönen Wesens zu sehen? Die vornehmen italienischen Frauen haben sehr recht, wenn sie die Ammen meist von da zu bekommen suchen, wo die schönsten Frauen sind, z. B. aus dem Albanergebirge, und die sie dann schön, ja oft kostbar kleiden. Des Kindes erste Blicke sollten auf lichte, reine, schöne Menschen und Gegenstände fallen; seine ersten Eindrücke sollten licht, schön, rein sein. Wer weiß, was das für weitreichende Einflüsse auf die Bildung des Gehirns haben würde? Sollte es aber nicht möglich sein, eine diesen Anforderungen entsprechende Amme zu bekommen, so sollte jede Mutter lieber die Last der Auffütterung übernehmen, als das Kind unschönen, wüsten Wesen zur Ernährung überlassen. Und nun gar die Kindermädchen, denen das schon zur Intelligenz erwachende Kind überlassen wird, was für wichtige Geschöpfe sind sie im Leben der kleinen Menschen! Wie roh, wie ungebildet sind sie aber größtenteils! Mit welchem Mitleid muß man die armen Kinder ansehen, die auf Spaziergängen und öffentlichen Spielplätzen der Aufsicht solcher rohen Wesen überlassen sind, die meist ihrem eignen Vergnügen nachgehen und die Kleinen, wenn diese sie stören, durch schlechtes Zuckerwerk, durch Anschreien, wohl auch durch Schläge oder durch törichte Vorstellungen, die ihnen Furcht einflößen, zur Ruhe bringen. Nicht nur daß die Gesundheit der Kinder unter solcher Behandlung tausendfach gefährdet ist, noch viel mehr ist dies der Fall mit der Gesundheit der Seele. Häßliche Neigungen und Gewohnheiten werden entwickelt, die oft keine spätere Erziehung mehr ganz zu verwischen vermag; Wahngelbilde der Furcht werden der kindlichen Phantasie einverleibt, Gespenster, die ihre Nerven ver-

stimmen und ihnen die glückliche Sorglosigkeit des frühesten Lebensalters rauben. Hält man diese Dinge für unwichtig, so denke man daran, welcher Sorge schon die junge Pflanze bedarf, damit sie gedeihe, und wie sie vor schädlichen Einflüssen behütet werden muß. Um wieviel mehr der Mensch! Will man aber dagegen einwenden, daß die Möglichkeit, so vielen Mängeln abzuhelpen, nach Utopien gehöre, daß das zu kostspielig und unerreichbar sei —, so möge man bedenken, wieviel von seiten des Staates auf die Institute gewendet wird, in denen man lehrt, den Menschen zu vernichten, d. h. auf die Armee und alles, was dazu gehört; man bedenke ferner, wieviel Geld in der Gesellschaft, besonders von den Frauen, für unnötigen Luxus, für schale Vergnügungen hingegeben wird, und dann frage man sich: sollte der Staat nicht auch genug Mittel haben, um das passende Personal zu schaffen, das die erste Jugend seiner künftigen Bürger überwachen und erhalten kann? Sollte die Gesellschaft, sollten besonders die Mütter nicht imstande sein, ihren eignen und den Kindern der Armeren unter ihnen die Wohltat guter, gewissenhafter, gebildeter Kindermädchen zu verschaffen?

Der herrliche Kinderfreund Friedrich Fröbel hat umfassend genug dargetan, wie wichtig die allererste Beeinflussung der Kinder durch Umgebung, Erziehung und Behandlung ist. Möchte es doch keine junge Mütter mehr geben, welche die Ansichten dieses wahren Kenners der kindlichen Natur nicht studiert hätte und, wenigstens in ihren Hauptzügen, bei ihren Kleinen verwendete. Wenn alle Mütter ernstlich wollten, so brauchte bald kein Kind mehr, auch das armer Eltern nicht, die Wohltat solcher ersten Erziehung zu entbehren.

Behielten es die Menschen, und ganz besonders jetzt die Frauen, nur unablässig im Auge, daß sie eine Kulturaufgabe haben, daß sie ihr Dasein über das ziellose Dasein des Tieres erheben müssen. Ich wiederhole, was ich schon früher sagte: die Menschheit hat eine Schöpfung zu vollbringen. Sie hat über der unbewußten Vereinigung der materiellen Atome eine bewußte Vereinigung der geistigen Atome zu vollziehen, die

im Lauf der Jahrtausende ihr von großen Geistern als Gedankenerbmächtnis geschenkt sind. Reden wir zunächst nicht von dem: wozu? Fassen wir nur die Aufgabe in das Auge, und zwar immer insbesondere die der Frauen. Waren diese bisher zum größten Teil nur unbewußte Mitarbeiterinnen an dem Bau, den die Menschheit aufführt, so müssen sie sich nun ihrer Aufgabe bewußt werden und, vollkommen klar darüber, was ihnen zu tun obliegt, Hand an das Werk legen.

Worauf kommt es denn im allgemeinen an?

Die Menschheit aus den rohen Naturzuständen, von der ungezügelter Herrschaft wilder Triebe, von der bloßen Genußsucht des materiellen Daseins zu befreien; das Leben nach und nach zu der Schönheit eines von geistigen und sittlichen Motiven beherrschten Zustandes zu erheben; es zu einem Kunstwerke der höchsten Art umzuschaffen. Denn die Kunst ist ja der Vorzug des schöpferischen Menschengenies gegenüber dem bewußtlosen Bilden der Natur.

*